

Utta Danella

Ein Bild von einem Mann

Roman



Abschiedsszene

Noch eine halbe Stunde bis zum Abflug. Georgia saß kerzengerade in ihrem Sessel, das Gesicht unbewegt, starr der Blick. Keiner sollte ihr anmerken, wie die Angst sie erfüllte, wie mühsam, wie langsam ihr Herz schlug.

Wie töricht von ihr, mit nach Riem zu fahren! Es würde wieder ein Abschied sein, und dann wäre sie endgültig allein, dann hätten alle sie verlassen.

Wäre sie zu Hause geblieben, könnte sie jetzt weinen. Nun saß sie hier unter diesen Leuten, die sie nichts angingen, und musste so tun, als sei die Abreise ihrer Schwester nichts Besonderes, eine alltägliche Angelegenheit, oft genug erlebt. Da stand sie, Karen, ein paar Schritte entfernt, sie redete, sie lachte, freudige Erregtheit ging von ihr aus, wie immer wenn sie eine große Reise begann, wenn sie eine neue Aufgabe vor sich hatte.

Für Georgia hatte sie kein Wort, keinen Blick.

Der Fotograf Raabe, der mit seiner Frau an diesem Tisch saß, hatte schon zweimal den Versuch gemacht, ein Gespräch mit Georgia zu beginnen. Er kannte sie inzwischen ganz gut; während die Reise vorbereitet wurde, war er einige Male ins Haus gekommen, sie hatte ihn liebevoll begrüßt, und manchmal schien es, als interessiere sie sich für das Unternehmen. Er beugte sich vor und sprach sie direkt an.

»Kaum zu glauben, dass es jetzt wirklich so weit ist. Aber wenn Ihre Schwester etwas in die Hand nimmt, haut es meist hin.«

Schweigen. Sie schien ihn gar nicht gehört zu haben.

»An sich freue ich mich ja immer, wenn so ein großes Ding startet«, fuhr er fort. »Dieses Mal habe ich nur Sorgen wegen meiner Frau. Ich lasse sie wirklich ungern allein.«

»Ach, sei doch still«, sagte Almut Raabe, eine zierliche Brünette, verlegen.

»Ich wünschte, Frau Wieck, Sie würden sich ein wenig um Almut kümmern.«

Er bekam auch diesmal keine Antwort, aber immerhin einen erstaunten Blick. Seine Ohren röteten sich. Wie konnte er nur so etwas Dummes sagen?

Georgia sah die junge Frau an, die sie bisher gar nicht beachtet hatte. Sicher hatte man sie zuvor mit ihr bekannt gemacht, aber was ging sie die Frau des Fotografen an. Um andere Leute kümmerte sie sich sowieso niemals. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der ihr etwas bedeutete, den sie liebte, um den sie sich, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen wollte, kümmerte, das war ihre Schwester.

»Sag mal, Erwin, spinnst du?«, fragte Almut Raabe. »Wie kommst du denn darauf? Frau Wieck kennt mich doch gar nicht.«

»Na, es war halt so eine Idee von mir. Weil wir wegfliegen, und ihr bleibt da. Irgend so eine Gedankenverbindung muss es gewesen sein. Entschuldigen Sie, Frau Wieck.«

Georgia neigte ein wenig den Kopf.

»Ich dachte«, sprach er weiter, »Sie hätten meine Frau mal kennengelernt, beim Filmball. Oder beim Presseball. Oder ...« Er schwatzte über seine Verlegenheit hinweg.

»Ich war weder da noch dort«, sagte Georgia kühl.

Das hätte er wissen können, auf Bällen oder Partys sah man sie nie, höchstens bei Opernpremierern oder in einem Konzert.

»Tut mir leid«, murmelte er.

»Was?«, fragte Georgia und nun sah sie ihn lächelnd an.

Dieses sanfte Lächeln, das sie noch schöner machte und allen Hochmut, alle Kälte vergessen ließ.

Raabe schmolz sogleich dahin.

»Na, ich dachte nur. Ich meine, ich dachte, Sie kennen meine Frau. Ich bin zurzeit etwas besorgt um sie.«

»Das sagten Sie schon.« Und etwas abgelenkt von ihrer Angst, betrachtete sie die Frau des Fotografen, die nun auch lächelte. Doch die Traurigkeit in ihren Augen war nicht zu übersehen. Georgia begriff, dass sie nicht die Einzige war, die vor dem Start der Maschine Angst hatte.

»Mir geht es gut«, sagte Almut Raabe leise. »Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen.« Und zu Georgia: »Ich kenne Sie, Frau Wieck. Ich war im Frühjahr bei Ihrer Vernissage.«

»Ah ja?«, machte Georgia.

»Es war ein so schöner Abend. Und so interessante Leute. Und Ihre Bilder waren ... Ihre Bilder sind ganz fantastisch.«

»Ja, ich erinnere mich«, sagte Georgia höflich. »Ihr Mann hat recht, damals haben wir uns kennengelernt. Sie trugen ein zartlila Kleid und einen goldenen Schal um den Hals.«

Almut öffnete den Mund vor Erstaunen. Zweihundert, dreihundert Menschen hatten sich in den Räumen der Ausstellung gedrängt. Und sie hatte ein zartlila Kleid getragen.

»Das Auge der Malerin«, sagte Raabe, und dann lachte er.

Er war auch bei der Vernissage gewesen, er kannte die Bilder, und er hatte schließlich einen Blick für Bilder. Ganz instinktiv hatte Almut den passenden Ausdruck gefunden: Sie waren fantastisch, die Bilder, die Georgia Wieck malte, im wahrsten Sinne des Wortes. An eins

erinnerte er sich besonders, an ein Gesicht, ein leeres Gesicht. Das eine Auge, braun, befand sich oben an der rechten Ecke der Leinwand, das andere, grün statt braun, an der linken oberen Ecke. Und der Mund nicht etwa unten in der Mitte, sondern rechts unten am Rand.

Fantastisch, jawohl! Er hatte eine Weile vor diesem Bild gestanden, es war relativ groß, etwa achtzig zu siebzig, und hatte zugehört, was andere Betrachter dazu zu sagen hatten. Manche fanden es großartig, auch der Ausdruck fantastisch war gefallen, und irgendeiner hatte gesagt: Für mich ist das krank.

Aber es spielte keine Rolle. Wenn man so viel Geld besaß wie Georgia Wieck, konnte man malen, was man wollte. Sie musste die Bilder nicht verkaufen, der Aufmerksamkeit der Presse und der Kunstwelt konnte sie gewiss sein, nur weil sie, die schöne Wieck, sie gemalt hatte. Georgia hatte unter den Leuten ein wenig geistesabwesend gewirkt, hatte kaum gesprochen, und dann war sie auf einmal verschwunden.

»Meine Schwester ist ein wenig menschenscheu«, hatte Karen Wieck gesagt und ihrerseits die Repräsentation übernommen.

Für eine kleine Weile vergaß Almut ihren Kummer. Sie war fasziniert von dieser Frau, die ihr hier gegenüber saß, hingerissen von diesem Gesicht.

Almut kannte Frauengesichter gut, junge und alte, verlebte und lebendige, hübsche, schöne, auch sehr schöne, aber es kam ihr vor, als hätte sie nie ein schöneres Gesicht gesehen. Es war makellos, es war vollkommen, der helle Teint ohne jede Unebenheit, keine Schminke, die großen Augen fast schwarz, ebenso dunkel das glatte Haar über der hohen Stirn.

Raabe hatte sich ihr wieder zugewandt, fasste ihre Hände mit beiden Händen.

»Du weißt, was du mir versprochen hast.«

Sie befreite sich unwillig aus der Umklammerung.

»Wir reden seit Tagen ununterbrochen darüber, und versprochen habe ich gar nichts.«

»Doch, hast du. Gestern Abend. Du wirst schön ausschlafen, wirst gut und reichlich essen und viel spazieren gehen, solange das Wetter noch so schön ist.«

»Ich werde sechs Wochen allein sein, und ich würde diese sechs Wochen leichter ertragen, wenn ich wieder arbeiten könnte.«

Er fasste wieder nach ihrer Hand, Georgia sah, wie sich der Mund der jungen Frau verzog, gleichzeitig kam etwas wie Trotz in ihren Blick.

»Aber ich ...«

»Sechs Wochen gehen schnell vorbei. Ich will nicht, dass du schon wieder arbeitest, es ist zu anstrengend. Du musst die meiste Zeit stehen. Du könntest ja zu deiner Mutter fahren.«

»Auch das noch! In diesem Zustand!« Und dann, fast wütend, fügte sie hinzu: »Hör endlich auf damit, ich kann es nicht mehr hören.«

Almut Raabe blickte Georgia an, die jedes Wort verstanden haben musste, wenn auch nicht deren Sinn. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie zog ihre Hand wieder heftig zurück und wiederholte gereizt: »Hör endlich auf!«

Der Zustand war kein Zustand mehr: Almut hatte vor drei Wochen eine Fehlgeburt gehabt, sie war im vierten Monat gewesen, und bis dahin war ihre Schwangerschaft ganz normal verlaufen. Georgia lehnte sich in ihrem Sessel zurück, der Disput der beiden interessierte sie nicht. Sie blickte auf ihre Schwester. Die stand mit dem Rücken zu ihnen, schlank und biegsam in dem hellen Hosenanzug, und selbst von hinten sah man ihr an, wie voller Leben und Schwung sie war. Karen tat, was sie immer tat, wenn sie nicht arbeitete: sie flirtete.

Zwei Männer waren es, mit denen sie sich beschäftigte, der Chefredakteur und dieser junge Beau, der seit Neuestem eine Rolle in Karens Leben zu spielen schien.

Georgia stand zögernd auf. Warum konnte Karen in diesen letzten Minuten, ehe sie für lange Zeit fort sein würde, nicht mit ihr sprechen? Vielleicht war es das letzte Mal, dass sie sich sahen. Georgia presste die Lippen zusammen. Diese Einsamkeit, diese fürchterliche Einsamkeit. Ob Karen jemals begriff, was es bedeutet, allein gelassen zu werden?

Almut neigte sich zu ihrem Mann und flüsterte: »Welche gefällt dir besser?«

»Wie? Was meinst du?«

»Ich möchte wissen, welche von den beiden Wieck-Mädchen dir besser gefällt.«

»Ach so.« Raabe lachte. »Karen natürlich. Sie ist ein prima Kumpel. Ich arbeite gern mit ihr, wir sind ein Superteam. Denk an die argentinische Reportage. Und was wir jetzt machen, wird noch besser. Da fällt auch noch für andere Blätter, außer für Karens, eine Menge ab. Und vermutlich können wir in Kapstadt auch mit einem First-Class-Fernsehteam was machen. Das ist es, verstehst du? Das wird ganz groß. Diesmal schlagen wir sie alle, Karen und ich.«

Er strahlte, und Almut begriff, dass er eigentlich schon fort war, auch wenn er hier noch neben ihr saß.

Sie würde nicht mehr weinen, auch wenn es acht Wochen dauern sollte, dann würde sie einfach doch wieder arbeiten. Im gleichen Augenblick betrat Thomas Keller die Senator-Lounge, oder besser gesagt, er stürmte herein, denn langsam hatte ihn noch keiner gehen oder kommen sehen.

»Da kommt Tommy«, sagte Almut.

Raabe stand auf. »Fürwahr, ein treues Herz schlägt in dieser Brust«, grinste er, und Tommy, der schon da war, lachte.

»Ich kann mir die Gelegenheit doch nicht entgehen lassen, Karen wenigstens noch einmal zu umarmen«, sagte er, schlug Raabe auf die Schulter, küsste Almut auf die Wange und machte einen artigen Diener vor Georgia.

Sie reichte ihm die Hand, und Tommy neigte sich zu einem formvollendeten Handkuss darüber. Georgia war die einzige Frau unter Gottes Sonne, bei der er so was tat.

»Du siehst, der hohe Chef ist eigenhändig persönlich da«, sagte Raabe, »und den Typ, mit dem Karen flirtet, kennst du ja wohl. Lorenzo bello, eines reichen Vaters Sohn, und bereit, deiner verflorenen Braut die Welt im Ganzen oder auch in wohlsortierten kleinen Stückchen zu Füßen zu legen.«

Karen, obwohl ein paar Schritte entfernt, hatte wie immer jedes Wort gehört. Sie drehte sich lachend um, das Glas mit dem Tomatensaft in der Hand.

»Die Welt liegt mir sowieso zu Füßen, heute noch, jedenfalls ganz Afrika. Grüß dich, Tommy. Nett, dass du gekommen bist.«

Ein Jahr lang waren sie ein Paar gewesen, Karen Wieck und Thomas Keller, ein ausnehmend schönes Paar sogar, beide groß, schlank, blond und zumeist guter Laune. Jetzt war es aus, warum, wusste keiner.

Georgia, wie immer von Eifersucht geplagt, hatte depressive Anfälle bekommen, als es anfing, obwohl sie mittlerweile an Karens Affären gewöhnt sein musste. Erstaunlicherweise hatte sie sich dann mit Tommy ganz gut angefreundet, er war warmherzig, aufrichtig und viel sympathischer als der Beau, mit dem Karen zurzeit beschäftigt war.

»Warum, Karen?«, hatte sie gefragt. »Liebst du ihn nicht mehr?«

»Uff«, hatte Karen gemacht. »Georgia, hör auf, mich so schwachsinnig anzureden. Ich hatte ihn gern, und ich habe ihn noch gern, und bin vor allem gern mit ihm ins Bett gegangen. That's it. Das dauert eine Weile, und dann hat man es gehabt.«

Georgia hatte sich an Thomas Keller gewöhnt, er kam oft am Abend, vor oder nach einer Premiere, brachte immer etwas mit, selten Blumen, meist eine Flasche Whisky oder Rote Grütze von Käfer, die er pfundweise verschlang, manchmal waren es Platten oder eine CD mit dem letzten grölenden Hit, dazwischen auch ein Klavierkonzert von Mozart.

Dann saß er auf dem Teppich, saß endlich mal still, die Beine im Türkensitz, wenn er sich nicht gleich der Länge nach hinlegte, und hörte zu, ganz hingegeben.

»Der konnte Musik machen, was? Kann heute keiner mehr.«

»Wir können sie hören«, hatte Georgia darauf erwidert. »Der Technik sei Dank. Der Lärm, den du sonst mitbringst, auf den kann ich leicht verzichten.«

»Passt auch nicht zu dir, Madonna. Aber das ist nun mal die Zeit, in der wir leben. Und so wie dieser Göttersohn komponiert hat, kann keiner mehr komponieren.«

»Sie können es nicht komponieren, aber sie können es spielen und singen, alle Orchester, alle Kammermusiker, alle Solisten, alle Sänger. Wie ist das möglich, wenn es doch nicht in unsere Zeit passt, wie du sagst. Sie bringen es uns vollendet dar, vermutlich besser als zu Mozarts Zeit. Aber diese Musik machen, das kann keiner.«

»Machen, das ist es. Machbar ist alles, hier und heute. Denken wir. Weit davon entfernt. Kein neuer Mozart, kein neuer Schiller, kein neuer Rembrandt, kein neuer Michelangelo, kein neuer Johann Strauß, kein neuer ...«

Georgia unterbrach ihn.

»Diese Reihe kannst du beliebig fortsetzen. Auch kein neuer Verdi oder Wagner. Nicht mal ein neuer Franz Lehár. Und weißt du, warum? Was würden du und deinesgleichen tun mit einem neuen Verdi, einem neuen Mozart, einem neuen Schiller? Ihr würdet ihn in Grund und Boden donnern. Ihr würdet ihn so verreißen, dass er sich selbst nicht wiedererkennt.«

»So, so, du meinst also, wir heutigen Kritiker seien nicht imstande, ein Genie zu erkennen, wenn sich denn eines hören und sehen ließe.«

»Das meine ich. Und wenn du ehrlich bist, wirst du mir recht geben.«

Da lag er auf dem Teppich, lang wie er war, beide Arme ausgebreitet wie ein Gekreuzigter. Dann sagte er: »Es wäre der größte Wunsch meines Lebens, einem Genie zu begegnen. Oder, noch besser, es zu entdecken.«

Ungerührt erwiderte Georgia: »Keiner von euch Zeitungsschmierern würde ein Genie erkennen, selbst wenn er ihm gegenüberstünde.«

Tommy schwieg eine Weile, dann fragte er: »Nennst du deine Schwester auch Zeitungsschmierer?«

»Stell dir vor, jemand würde heute eine Operette schreiben wie Franz Lehár. Was würdet ihr mit dem machen? Kitsch und Käse. Käse und Kitsch, wäre das Einzige, was euch dazu einfiel. Ich spreche absichtlich von Lehár, damit wir nicht bei Mozart kleben bleiben. Beide haben für das Ohr und das Gefühl, für die Sinne und für das Herz zuhörender Menschen Musik gemacht. Das trifft genauso auf Verdi und Wagner zu. Und auf viele andere. Denk bloß an Richard Strauß.«

»Nennst du deine Schwester auch Zeitungsschmierer?«, wiederholte Tommy.

»Karen ist kein Feuilletonjournalist, sie interessiert sich nur für Politik. Und da besteht wohl kaum die Möglichkeit, einem Genie zu begegnen.«

»Vielleicht war das früher auch anders. Denken wir mal an Bismarck oder Napoleon oder Friedrich den Großen oder Julius Cäsar.«

Georgia musste lachen. »Auch diese Reihe ließe sich beliebig fortsetzen. Es erinnert mich an ein Spiel, das wir als Kinder mit Panino spielten. Nenn mir einen großen Mann aus dem zwölften Jahrhundert, fragte er beispielsweise. Karen war da immer viel schneller als ich, ihr fiel sofort einer ein, ich musste erst nachdenken.«

Das war der Abgrund, der Thomas Keller von Karen Wieck trennte – sie eine Journalistin, der alle großen Blätter offen standen, deren Name selbst im Ausland gut bekannt war, die schreiben konnte, dass sich der Bericht einer Parlamentsdebatte wie ein spannender Krimi las, und er ein Feuilletonjournalist zweiter Güte. Er berichtete auch nur über Premieren zweiter und dritter Güte, über kleine Privattheater, Hinterhofbühnen, selbst gemachtes Kabarett, und als Höhepunkt ein Popkonzert. Und er tat sich immer schwer, bis er zusammengebastelt hatte, was die Zeitung drucken sollte, sowieso strich man ihm die Hälfte davon.

Es war alles katalogisiert in dieser modernen Welt, auch die Redaktion einer großen Zeitung. Da schrieben einige über Oper und Konzert, und ein anderer über Ballett, für die Premieren der großen Theater hatte sie ihre bestimmten Rezensenten. Ganz zu schweigen von bildender Kunst oder gar Literatur.

Tommys Unglück war, dass er von allem eine Menge verstand, er hatte schließlich lange studiert, er konnte darüber reden, und er hätte auch gern darüber geschrieben, nur, man ließ ihn nicht. Darüber beklagte er sich oft bei Georgia, sie ließ ihn reden, hörte zu oder auch nicht, er interessierte sie so wenig wie die anderen verflossenen Liebhaber ihrer Schwester. Einerseits war sie froh, wenn eine Affäre sich dem Ende näherte, andererseits würde dann wieder ein neuer Mann einen Platz in Karens Leben beanspruchen, und genauso wie jeder andere zuvor ein Störenfried, ein Ärgernis für Georgia sein. Darum hätte sie ganz gern diesen netten, harmlosen Tommy behalten, er störte nicht allzu sehr, und dass Karen ihn nicht wirklich liebte, wusste sie.

Aber wen liebte Karen schon wirklich außer sich selbst, außer ihrer Schwester, außer Panino, und außer ihrem Pferd und dem Hund? Niemand. Und wenn es denn unbedingt ein Mann sein musste, wäre es besser gewesen, diesen zu behalten.

»Warum magst du ihn nicht mehr?«, hatte sie also gefragt. »Er ist doch ein netter Junge.«

»Sicher. Er ist nett. Und pflegeleicht. Und zudem versteht er es noch, dich zu unterhalten.«

Dieser Dialog hatte an einem Abend, oder besser gesagt in einer Nacht vor ungefähr einem Monat stattgefunden. Karen kam gegen zwei Uhr nachts nach Hause und fand Tommy

dozierend auf dem Boden sitzen, Georgia hing blass und müde in einem Sessel. Auf dem Kaminsims stand eine leere Whiskyflasche.

Karen war mit dem Hund ins Zimmer gekommen, der sie wie immer in der Diele erwartet hatte.

»Sag mal, Tommy, bist du noch ganz dicht? Was belämmerst du meine Schwester mitten in der Nacht mit deinem blöden Geschwätz? Zieh ab, aber tempo allegro.«

Er blickte unglücklich zu ihr auf. »Ich hab' ja nur gewartet, bis du kommst.«

»Da bin ich, und nun hau ab.«

»Darf ich nicht noch ein bisschen bleiben, jetzt, wo du da bist?«

Karen stand immer noch an der Tür, eine steile Falte erschien auf ihrer Stirn.

»Nein. Und nun verschwinde. Ich möchte es nicht noch einmal sagen.«

»Leihst du mir wenigstens deinen Wagen? Ich bringe ihn morgen früh mit.«

»Ich denke nicht daran«, erwiderte Karen mit einem Blick auf die leere Flasche. Sie wusste, dass Georgia höchstens zwei oder drei Glas davon getrunken hatte. »Wie bist du denn hergekommen?«

»Zu Fuß. Es war ein schöner Abend mit Sternenhimmel.«

»Ist es noch. Die Luft wird dir guttun. Da wirst du wieder nüchtern und kannst dir überlegen, was du über den Schmarrn schreiben sollst, den du heute gesehen hast. Warst du nicht in der kleinen Quetschbude hinter dem Max-Weber-Platz?« Obwohl Karen diese Theaterchen nicht besuchte, wusste sie immer genau, was wo gespielt wurde.

Als die Schwestern allein waren, sagte sie: »Dass dir dieser Bursche nicht auf den Geist geht mit seinem endlosen Geschwätz.«

»Er ist nicht dumm«, antwortete Georgia, die Augen waren überschattet von Müdigkeit, das Gesicht weiß.

»Geh zu Bett, meine Kleine. Ich bin auch müde. Um acht geh ich reiten, und vor der Redaktionskonferenz muss ich noch zu Andreas wegen diesem Krach mit den Sozis.«

»Ich denke, da warst du heute Abend.«

»Wollte ich. Aber er war nicht da. Musste plötzlich zu einer Besprechung, sagte seine Frau.«

»Wo bist du denn dann so lange gewesen?«

»Ich war mit Lorenz Balke zum Essen und dann noch in einer Disco.«

»Lorenz Balke? Wer ist das denn?«

»Der Sohn vom Chemie-Balke. Flotter Junge. Klotzig reich.«

»Ach Gott«, sagte Georgia. »Schon wieder einer.«

»Ich habe keine Zeit, weißt du doch. In vier Wochen starte ich nach Johannesburg.«

»Ach, Karen! Warum denn nur? Dann bist du wieder so weit weg.«

Karen hatte gelacht. »Du musst dich entscheiden, was schlimmer ist, ein neuer Mann oder eine neue Reportage. Und nun geh ich noch ein paar Schritte mit Pedro.«

»Allein? Mitten in der Nacht? Da hättest du doch auch ein Stück mit Tommy gehen können.«

»Eben gerade nicht.«

»Dann komme ich mit.«

»Du gehst schlafen, meine Kleine. Ich fürchte mich nicht. Und es ist wirklich eine schöne Nacht, warm wie im Sommer.«

Das war Mitte September gewesen, und nun flog Karen wirklich nach Südafrika, für endlose Wochen, ans andere Ende der Welt.

Eine Viertelstunde bis zum Abflug der Maschine nach Frankfurt, in der Senator-Lounge rüstete man zum Aufbruch.

Karen stand jetzt ein wenig abseits mit dem Chefredakteur. Andere hätten es als Auszeichnung empfunden, dass er sich zum Abflug einer seiner Journalistinnen einfand, für Karen war es eine Selbstverständlichkeit. Sie und der Chef waren befreundet, er mochte sie, ihre Arbeit, ihre Art zu schreiben, ihre Sicherheit, Probleme zu erkennen und darzustellen.

Raabe, seine Tasche und die wertvolle Kamera in der Hand, dachte: ob sie auch mit ihm schon

...

Nein. Diese Frage konnte er sich selbst beantworten. Dazu war Karen zu klug. Mit einem kleinen Feuilletonjournalisten, gut. Mit dem Chef, nein. Niemals würde sie ihre stolze Unabhängigkeit aufgeben.

Er empfand fast so etwas wie Zärtlichkeit für sie. Wie gern er sie hatte. Wer eigentlich liebte sie nicht? Nun, viele Frauen, das mal gewiss, und nicht nur in der Redaktion.

»Off we go«, rief er. »Es wird Zeit, Kollegin.«

Karen schüttelte das kurze blonde Haar aus der Stirn. »Ohne uns fliegen sie schon nicht.« Sie blickte sich um. »Wir sind offenbar die einzigen VIPs an Bord.«

Raabe grinste. »Du vielleicht. Wer fragt schon nach mir?«

»Spiel bloß nicht den Bescheidenen. Seit der Penner-Serie bist du berühmt.«

Die hatte er im vergangenen Jahr gemacht. Armut in der reichen Stadt. Es war typisch für sie, dass sie es jetzt erwähnte, vor dem Chef. Gerade diese Serie, nicht etwas, das sie zusammen gemacht hatten. Sie war sehr fair.

Er wandte sich wieder seiner Frau zu, beugte sich zu ihr, küsste sie auf die Schläfe und flüsterte etwas sehr Dummes: »Wenn ich zurück bin, probieren wir es noch einmal.«

Almut empfand fast so etwas wie Hass. Typisch Mann. Wer war sie denn? Ein Versuchsobjekt?

»Mach, dass du wegkommst. Ich werde froh sein, wenn ich dich eine Weile nicht sehe.«

Er war erstaunt, betroffen. Würde ein Mann je verstehen, was eine Frau dachte und fühlte?

Georgia hatte verstanden, was die Frau des Fotografen gesagt hatte. Nicht seine Worte. Es amüsierte sie. Diese zierliche kleine Frau war offenbar gar nicht so harmlos, wie sie ihr bisher erschienen war. Auch sie fühlte sich nicht mehr so elend. Wenn Karen erst fort war, würde sie sich schon damit abfinden, wie immer, wie jedes Mal.

Während sie zum Abflugschalter gingen, sagte sie etwas für sie Ungewöhnliches zu Tommy Keller, der neben ihr ging. »Ich hoffe, Tommy, du wirst mich trotzdem gelegentlich besuchen.«
»Trotzdem was?«, fragte Tommy geistesabwesend, den Blick auf Karen gerichtet, die mit ihren langen beschwingten Schritten vor ihnen ging.

»Vergiss es«, erwiderte Georgia.

Es würde kein Trost sein, wenn Tommy manchmal auf ihrem Teppich saß, Whisky trank und Mozart hörte.